

Mischa Suter
Geld an der Grenze

Mischa Suter

Geld an der Grenze

**Souveränität und Wertmaßstäbe
im Zeitalter des Imperialismus 1871–1923**



Matthes & Seitz Berlin

Inhalt

Vorwort	9
Einleitung	13
Die »Werterscheinungen ins Riesenhafte vergrößert«	16
Auf das Geld schauen (statt durch es hindurch)	22
Skalierung: Ein drängendes Problem in der Epoche des Imperialismus	27
Wie werden Abstraktionen konkret hergestellt?	31
»A subtle device for linking the present to the future«	34
Historische Konstellationen	37
I. Ökonomische Rationalität nach der Gründerkrise	
1. Wucher und Wirtschaftssubjekte	43
»Wie Sklaven«	47
Prekäre Verhältnisse im Blick	52
Im Nachbeben der Gründerkrise	55
Periphere Geldpraktiken	62
Neuordnung der monetären Austauschverhältnisse	67
Einhegung <i>durch</i> Ausweitung des Wucherbegriffs	72
Die temporale Ausrichtung des Wirtschaftssubjekts	76
Fazit	80

2. Kulturstufen des Kapitals	83
Liberalismus, Bürokratie und Wissenschaft	88
Erfahrungswissenschaft und subjektiver Wert	92
Wer ist und was tut Homo oeconomicus?	97
Eine erhabene gesellschaftliche Einrichtung	103
Zeitreihen regulieren den Geldwert: Goldstandard 1892	106
Kultur, nicht Fortschritt	114
Fazit	117
Koppelung: Tausch- oder Zahlungsmittel?	120
II. Koloniale Währung in Deutsch-Ostafrika	127
3. Verschränkte Souveränität	129
Vielfalt als Grundlage	132
Waren und Währungen	137
Im Geflecht zwischen den Imperien	139
Die »schwebende Schuld« des Kolonialismus	142
Reichsrupie: Verstaatlichung der Währung	145
Geldpolitik und rassistische Hierarchie	148
Eine »afrikanische Übersetzung des Antisemitismus«	154
Fazit	159
4. Eine Infrastruktur der Unterwerfung und des Widerstands	162
Steuern und Gewalt	165
Ein Vektor in verschiedene Richtungen	167
Politik der Erschöpfung	172
Medium der Revolte: Münzen im Maji-Maji-Krieg	175
Materialien, Räume und Tempos des Bargeldes	182
Übersetzung in verschiedene Wertregimes	186
Lokale Währungen im Ersten Weltkrieg	192
Fazit	196
Koppelung: Neue Schaltstellen, neue Öffentlichkeiten	199

III. Inflationszeit der Weimarer Republik	203
5. Preisproteste und soziale Reproduktion	205
Politik der Preise	211
Neudefinition des Wuchers	215
Das Tempo der Geldentwertung und die Arbeit des Einkaufens	220
Von der sozialen Reproduktion zur praktischen Gegenmacht	223
Aufruhr um die Zahlungsmittel	228
Fetischisierung und Gewalt: Pogrome	232
Fazit	239
6. Materielle Temporalitäten und die Geldhaftigkeit des Geldes	242
Staatsverschuldung und das Dilemma der Steuerpolitik	246
»Erfassung der Sachwerte«	249
Staatshaushalt, Reparationen und Außenwert der Währung	258
Goldrechnung und Lohnform	262
Kapitalistische Stabilisierung mit Roggen und Bodenrenten	268
Fazit	274
Schluss	277
Dank	289
Anmerkungen	293
Bibliografie	390
Archivquellen	390
Gedruckte Quellen	395
Zeitungen	396
Weitere gedruckte Quellen	397
Darstellungen	410

Vorwort

Krisen weisen über sich selbst hinaus. Sie stellen den Gegenstand, den sie betreffen und die Koordinaten der Situation, in der sie stattfinden, zur Disposition. Dies wurde nicht erst mit Covid-19 deutlich – die multiplen Krisen der letzten Jahre zeugen alle davon –, aber die Pandemie machte es besonders augenfällig. Während der Lockdowns erschien »die Wirtschaft« zum einen als ein Objekt eigener Größe, als ein Ding, das »herunter«- und danach wieder »hochgefahren« werden sollte. Zum andern zeigte sich, wie gemeinhin wirtschaftlich genannte Bereiche immer schon verwoben waren mit anderen Sphären, solchen der Versorgung und Sorge, Bereiche also, in denen menschliche Bande hergestellt und erhalten werden und die auch gesellschaftliche Reproduktion genannt werden. Was ist überhaupt gemeint, wenn man von »der« Wirtschaft spricht? Vielerorts hat die Pandemie dieses Problem im Alltagsdenken erst aufgeworfen.

Ihren Anfang nahm die Arbeit an diesem Buch in einem früheren Moment, unter dem Eindruck der Finanzkrise ab 2008, die sodann zur *Great Recession* und zur Euro-Krise mutierte. Zunächst weckten diese Krisen den Eindruck, das Finanzwesen hätte sich von der gesellschaftlichen Reproduktion entkoppelt. Vor diesem Hintergrund begann ich eine Studie zur historischen Semantik des Wucherbegriffs im 19. und 20. Jahrhundert. »Wucher« umreißt das Spannungsfeld von Moral, Ökonomie und wirtschaftlicher Rationalität, und da es nach 2008 an moralischen Verurteilungen des Finanzwesens nicht mangelte, schien es lohnenswert, diese Polarität historisch auszuloten. Doch je weiter die Recherchen führten und sich die eigene Gegenwart

veränderte, umso mehr stellte sich heraus, dass es eine veränderte Untersuchung brauchte, um die Fragen zu stellen, die mir dringend erschienen. In den gegenwärtigen Krisen erhalten Geld und Geldpolitik eine besondere Aufmerksamkeit. Um analytisch Konturen herauszupräparieren, galt es die Konfliktlagen, die den Wucherdiskurs prägten, in ein Verhältnis zu anderen Konflikten zu setzen, solchen, in denen Geld auf Fragen der Politik und Souveränität bezogen war. Es kam darauf an, ein breiteres Spektrum der Auseinandersetzung aufzufächern und zugleich eine stärker ausschnittshaften Geschichte zu erproben. Der koloniale Fall und die sprichwörtliche Geldkrise des frühen 20. Jahrhunderts, die Weimarer Inflation, drängten sich als weitere Schauplätze auf. Ich wollte nicht nur erforschen, wie »Moral« und »Ökonomie« interferierten, sondern wie die Menschen das gesellschaftliche Verhältnis zu ihren Zahlungsmitteln gestalteten. Nur, wie sollte das geschehen?

Geld stellt als allgemeines Äquivalent landläufig das Universelle dar. Wird Geld aber aus einer Perspektive des Partikularen betrachtet, das Thema also in bestimmten Geschichten und Orten verankert, zeigt sich die gesellschaftliche Bedingtheit der vorgeblich universellen Größe. Erstens kommt die widersprüchliche Verflechtung zwischen den Kreisläufen gesellschaftlicher Reproduktion und denjenigen des Kapitals zum Vorschein. Zweitens wird deutlich, mit welcher Anstrengung der universalisierende Schwung verbunden ist, der dem Geld offenbar innewohnt. Mit anderen Worten: Wenn wir nicht von vornherein von der Universalität des Gegenstands ausgehen, sind wir imstande, einige der Ermöglichungsbedingungen dieser Universalität konkret zu betrachten.

Geld an der Grenze übersetzt in aufwändiger Weise Werte zwischen verschiedenen Wertregimes. »Grenzobjekte« werden in der Technikanthropologie Dinge genannt, die Kooperation ermöglichen, indem sie zwischen mehreren sozialen Welten liegen und formbar, aber zugleich solid genug sind, um ihre Einheit zu bewahren: Auf diese Weise kann von vielen Seiten an sie angeknüpft werden.¹ Geld weist einige solche Merkmale auf. Übersetzung zwischen Wertregimes ist ein Prozess, der geeignet ist, um den Gegenstand Geld für eine genuin historische Analyse zu erschließen. Denn Geld ist ein

Medium, das ebenso in nichtkapitalistischen wie in kapitalistischen Verhältnissen auftritt, dabei aber unterschiedliche Formen und Funktionen aufweist. Insofern kann die Untersuchung von Geld die Geschichte des Kapitalismus von einer ihrer Grenzen her aufrollen.

Hier soll die Geschichte des Kapitalismus für eine historische Kritik der Politischen Ökonomie genutzt werden. Mit Kritik ist gemeint, dass die impliziten Grundannahmen einer Wissensformation freigelegt werden. Kritik zeigt die Standortgebundenheit und historische Herausbildung vermeintlicher Universalien auf.² Sie bemisst die blinden Flecken eines Systems, um es für eine Veränderung zu öffnen. Im vorliegenden Fall heißt das, nachzuzeichnen, wie Geld keine letztgültige Verankerung kannte, sondern immer wieder zur Debatte stand.

Einleitung

Ein Landrat nördlich von Danzig beklagte im Jahr 1880 die »sklavische Leichtlebigkeit« seiner Untertanen. Sie könnten kaum rechnen und würden deshalb in die Hände der »intelligenten Zinswucherer« fallen.¹ Die Bevölkerung sei so unerfahren in Geldsachen, dass sie auf die ausgeklügelten Kreditregelungen der Wucherer hereinfiele. Ohne es zu begreifen, würden die Menschen in ein Netz von Zahlungsverpflichtungen verstrickt und zugrunde gerichtet.

Der ostafrikanische Bauer Asmani Mananga hatte in jungen Jahren den großen Aufstand gegen den deutschen Kolonialstaat, den Maji-Maji-Krieg von 1905 bis 1907, erlebt. Er erinnerte sich später, wie zeitraubend es war, überhaupt an die Geldstücke zu gelangen, von denen die Deutschen verlangten, dass mit ihnen die Steuern bezahlt werden sollten. Man konnte nicht einfach Hirse oder Ziegen gegen Bargeld eintauschen, weil nirgendwo die entsprechenden Münzen erhältlich waren: »People suffered in finding them.« Koloniales Bargeld war weitem nicht aufzutreiben. »That was the problem of tax.«²

An einem Märztag im Jahr 1923, dem Höhepunkt der deutschen Hyperinflation, zog eine Gruppe kommunistischer Arbeiterinnen los, um in der Markthalle von Berlin-Moabit die Preise festzusetzen. Fanden sie einen Marktstand vor, der die Preise stärker erhöht hatte, als sie für akzeptabel hielten, machten sie Radau. »Es hatte sich ein ganzer Haufe Frauen gesammelt, der mit uns sympathisierte«, berichteten sie an die Partei. Aber auch: »Es wurde wieder eine Genossin polizeilich festgestellt.«³

Dies sind disparate Ereignisse. Was sie verbindet, ist, dass in ihnen Geld als ein Medium zur Disposition stand: die Rechenweisen, auf denen Geld aufbaut, die Währungen, in die es geformt ist und die Preise, durch die es realisiert wird.⁴ Es sind Konfliktmomente, in denen verschiedene Wertmaße miteinander kollidierten. In solchen Momenten stellte Geld ein Problem der Skalierung dar, ein Problem, das im Zeitalter des Imperialismus besondere Dringlichkeit erlangte. Die globale Intensivierung kapitalistischer Produktions- und Austauschverhältnisse um 1900 verlangte Mechanismen, die ungleichartige Werte objektivierbar, vergleichbar, verhandelbar machten. Diese Rolle übernahm das Geld. Aber wenn durch das Geld alle Waren »ihre gesellschaftliche Eichung« erhielten, wie ein Theoretiker im Jahr 1910 schrieb, wie geschah dann die gesellschaftliche Eichung des Geldes selbst?⁵

Für eine Antwort auf diese Frage schlägt das Buch eine politische Geschichte gesellschaftlicher Geldpraktiken vor. Konflikte, so meine Annahme, geben besonderen Einblick in die Prozesse, die zur Einstellung und Abänderung monetärer Maßstäbe führten. Konflikte ent-selbstverständlichen Vorgänge, sie legen offen, was sonst routinemäßig abläuft. So verhält es sich auch mit dem Geld. Geld, so will es eine eingeschliffene Vorstellung, fungiert als großer Gleichmacher, es bringt Ungleichartiges auf denselben Nenner, es ebnet ein, es fungiert als »allgemeines Äquivalent«. In Konfliktmomenten aber wird plastisch vorgeführt, wie die Übersetzung von Werten, die das Medium Geld vornimmt, ein voraussetzungsreicher und störanfälliger Prozess ist. Deshalb sind Situationen besonders interessant, in denen Geld genau nicht als reibungslose Vermittlungsinstanz wirkte und in denen die Einstellung des Wertmaßstabs selbst zur Disposition stand. Geld erschien dann historischen Akteuren als undurchdringlich statt transparent, heterogen statt homogen, generativ statt reduktiv. Es entstanden Konflikte um die Setzung von Wertmaßstäben, die wiederum weitere Maßstabswechsel provozierten. An welchen Maßstäben orientierten sich die Menschen dann, wie übersetzten sie Werte zwischen Speicherformen und Tauschmitteln? Kurz gefragt, wie skalierten Menschen das Geld? Skalierung heißt laut Duden ein »Verfahren, kontinuierliche Größen oder bewertbare Relationen

durch Einrichten einer Skala messbar zu machen.« Skalierung ist ein politischer Akt: Durch die Eichung einer Skala werden Autoritätsverhältnisse gesetzt, Interpretationsrahmen umrissen, Gemeinschaften definiert.⁶

Die Geschichten in diesem Buch handeln von unscheinbaren Praktiken und oft von anonymen Personen, weder die globalen Wendepunkte noch die kanonischen Debatten der Geldgeschichte werden erzählt. Vielmehr wird gezeigt, wie an der Skalierung des Geldes viele beteiligt waren: Bankiers, Minister und Ökonomen, aber ebenso jüdische Viehhändler, kolonisierte Bauern sowie städtische Arbeitslose.

Eine solche ausschnittshafte Geschichte lädt im heutigen Moment, in dem das gesellschaftliche Medium Geld wieder intensiv diskutiert wird, zur Reflexion ein. Gegenwärtig treten die Gestaltungsmacht und die Abgründe der Geldpolitik grell zutage. Wir erleben die Hebelwirkung der Zentralbanken und der Finanzmärkte über ganze Volkswirtschaften. Das Phänomen der Inflation ist ins tägliche Leben eingekehrt. Leit- und Negativzinsen sind alltägliche Gesprächsthemen geworden. Publizistische Debatten über Staatsschulden, Steuer- und Austeritätspolitik streifen gelegentlich die »große Ungenannte« in all diesen Auseinandersetzungen – die soziale Ungleichheit –, werden aber häufiger als Stellvertreter genau dafür eingesetzt. Der Hype um Krypto-Assets wirft Fragen zu Souveränität und privatkapitalistischer Handlungsmacht auf. Im Spannungsfeld von Geld- und Fiskalpolitik unterziehen Vertreterinnen und Vertreter der sogenannten Modern Monetary Theory das Verhältnis zwischen staatlicher Macht und Geldschöpfung einer Neubetrachtung. Verstärkt ist heute Geld Gegenstand der politischen Fantasie.

Auch in einem vergangenen Transformationsmoment des Kapitalismus, so zeige ich in diesem Buch, war Geld politisch: Gegenstand praktischen Konflikts und kollektiver Vorstellungskraft.⁷ Das Buch handelt davon, wie das antisemitische Feindbild des »jüdischen Wucherers« *ex negativo* vorherrschende Vorstellungen über monetären Austausch bestätigte; wie das wirtschaftliche Subjekt in der ökonomischen Theorie des späten 19. Jahrhunderts neu konzipiert wurde; wie das Machtgefüge zwischen Imperien die Architektur einer kolonialen Währung prägte; wie das Steuersystem den Mechanismus

darstellte, mit dem koloniales Bargeld in Umlauf gebracht wurde; wie in Straßenprotesten gegen steigende Lebensmittelpreise Geldfragen zu Fragen der gesellschaftlichen Reproduktion schlechthin erweitert wurden; wie in der Weimarer Inflationszeit darüber debattiert wurde, den Geldwert mittels der Registrierung und Besteuerung von Sachwerten zu stabilisieren.

Die hier vorgebrachten Beispiele halten keine Lehre bereit. Die geschichtlichen Gegebenheiten sind zu vielschichtig, als dass sie zur einzelnen großen These einladen würden. Aber gerade die Komplexität des historischen Materials macht etwas deutlich: Wenn die Menschen um das gesellschaftliche Verhältnis zu ihren Zahlungsmitteln rangen, setzten sie immer auch ihr Verhältnis zueinander aufs Spiel.

Die »Werterscheinungen ins Riesenhafte vergrößert«

Zwischen 1871, der Gründung des Deutschen Kaiserreichs und 1923, dem End- und Höhepunkt der Weimarer Hyperinflation, erweiterten sich das Spektrum an Gelderfahrungen und das Nachdenken über Geld enorm – in der ökonomischen Theorie, in wirtschaftspolitischen Maßnahmen, aber auch im Alltagsdenken. Der Goldstandard, der sich ab den 1870er-Jahren verbreitete, lieferte eine neue Metrik für die internationale finanzielle Kooperation und Konkurrenz.⁸ Die Finanzkrise, die 1873 auf den Börsenplätzen Wien, New York und Berlin einsetzte, mündete in eine langanhaltende Depression.⁹ Deren Ausmaße werden zwar kontrovers diskutiert, und die Krise war von Boomphasen unterbrochen, aber in den Perioden 1873–1879, 1882–1886 und 1890–1896 versiegte tendenziell weltweit der Kredit und die Preise und Löhne sanken.¹⁰ Die oft besprochene »Globalisierung um 1900« war in vielen Aspekten eine Serie von Krisen: Was Giovanni Arrighi das »lange 20. Jahrhundert« genannt hat, nahm seinen Beginn mit der sogenannten »Gründerkrise«. In den darauffolgenden Jahren sollte das internationale Machtgleichgewicht unter britischer Hegemonie durch die aufstrebenden Großmächte USA, Deutschland und Japan herausgefordert werden. London verlegte sich auf seine Position als Finanzzentrum.¹¹ In derselben Zeit setzte in Europa eine nationale Vereinheitlichung der Währungen und weltweit die Einrichtung

imperialer Währungsblöcke ein.¹² Beamte in den Metropolen entwarfen und implementierten neue Währungen für die Kolonien, wo kolonisierte Bauern fortan gezwungen waren, ihre Steuern in diesem Geld abzuliefern. Gleichzeitig registrierten Ökonomen Phänomene, die nicht zu den gängigen wirtschaftlichen Erklärungen passten. In Österreich etwa, einem Imperium, das aufgrund seiner Randlage ein besonderes monetäres Experimentierfeld darstellte, wurde beobachtet, wie ab den 1870er-Jahren der Wert von Silbermünzen sank (weil der globale Silberpreis fiel), während Papiernoten, die diese Münzen doch nur vertreten sollten, weniger im Kurs nachgaben.¹³ Es wäre demnach ein Mythos, die Phase des Goldstandards vor 1914 als stabil zu bezeichnen. Und doch verblassen jene Krisen angesichts der beispiellosen monetären Verwerfungen des Ersten Weltkriegs. Über das Kriegsende hinaus wurde das »Geldbewusstsein« großer Bevölkerungsteile in verschiedenen Gesellschaften komplett umgestaltet.¹⁴ Das »ungeheuerliche Emporwuchern der Papiergeldwirtschaft in Europa«, schrieb ein deutscher Ökonom im Jahr 1923, habe auch eine »Revolutionierung« der Geldtheorien beschleunigt. »Eine über alles früher gekannte Maß hinausgehende Inflation hat die Werterscheinungen ins Riesenhafte vergrößert und läßt sie wie im Blickfelde des Mikroskops vor unser Auge treten.«¹⁵

Dieses Buch geht von Momenten aus, in denen die Skalierung des Geldes auf dem Spiel stand.¹⁶ Nehmen wir das Beispiel des »Wuchers«. Wenn in den 1870er-Jahren im Kontext der Finanzkrise diese mittelalterliche Diskursfigur wieder auflebte, bündelten sich in ihr Vorstellungen über Geld als gesellschaftszersetzende Kraft, Rückständigkeit und Gerechtigkeit. Dies geschah in einem Moment, als hergebrachte Kreditpraktiken durch einen expandierenden Bankensektor mit seinen institutionalisierten Sozialbeziehungen ersetzt wurden. Zugleich erreichte, weil die Deflation sich konkret als Geldknappheit auswirkte, das Kreditproblem für die ärmere ländliche Bevölkerung zuvor ungekannte Dringlichkeit. »Wucher« wurde auf neue Weise zum juristischen Delikt, zum sozialen Problem und zum Gegenstand antisemitischer Mobilisierung. Heute mag Wucher ein randständiger Begriff sein, der eher ein moralisches als ein ökonomisches Konzept umreißt. Für das späte 19. Jahrhundert aber wirft der Wucher

ein Schlaglicht darauf, wie über monetären Austausch nachgedacht wurde. Ab 1877 in Galizien und Bukowina, bald darauf im ganzen deutschsprachigen Raum, wurden neue Gesetze gegen den Wucher eingeführt, mit denen die Zinssätze – der Preis des Geldes – nach liberalen Prinzipien frei beweglich bleiben und zugleich Bevölkerungsteile, die für rückständig gehalten wurden, geschützt werden sollten. In den entsprechenden Debatten wurden Grundfragen zu Geld, Zeit und ökonomischer Rationalität verhandelt (Kapitel 1). Wurde über die Kreditpraktiken des Wuchers geredet, ging es darum, Geldverkehr schlechthin in eine Ordnung zu bringen. »Wucher« erschien als das konstitutive Außen, das Gegenbild, des rationalen monetären Austauschs.

Die Frage, um die der Wucherdiskurs letztlich kreiste, lautete, wer oder was das ökonomische Subjekt zu sein habe, welche Eigenschaften es kennzeichnen würden – und diese Frage wurde zur selben Zeit im Feld der ökonomischen Theorie neu aufgerollt. Die um 1870 entstandene Grenznutzentheorie fasste die Wirtschaft als eine Serie zahlloser Tauschakte auf, in denen rational handelnde Akteure miteinander in Kontakt traten. Einen Hintergrund für diese Umgestaltung der Wirtschaftswissenschaft bildete, wie in Kapitel 2 gezeigt wird, das liberale Imperium der Habsburger. In der Österreichischen Schule der Nationalökonomie war die Wissenschaft vom rationalen Tausch eng mit Reflexionen über Wesen und Ursprung des Geldes verknüpft. Der Wiener Ökonom Carl Menger verband seine subjektive Wertlehre mit einer Zivilisationsgeschichte der Geldentstehung aus dem Tausch heraus. Als »Socialgebilde ›organischen‹ Ursprungs« habe das Geld den Menschen geholfen, durch »Jahrtausende alte Cultur« zur richtigen »Erkenntnis ihrer Bedürfnisse« zu kommen, weil das je nach Zivilisationsgrad immer weiter entwickelte Geld es den Menschen erlaubt habe, die Güter zu ihrer Bedürfnisdeckung immer exakter zu messen.¹⁷ Menger entwickelte eine Modellfigur, die nach einer subjektiven Rangfolge Güter bewertete und tauschte: Homo oeconomicus. Diese heuristische Figur beruhte aber gerade in ihrer Abstraktheit auf Vorstellungen von Kulturstufen. Österreich-Ungarn, das im europäischen Vergleich spät, 1892, die Integration in den Goldstandard vollzog, stellte die Ermöglichungsbedingung für jenes Denken, das

im selben Zug Geld zur zivilisatorischen Errungenschaft erhob, wie es rationalen monetären Austausch zur anthropologischen Grundlage erklärte.

Während Teil I des Buchs dem Zusammenhang zwischen monetärem Austausch und ökonomischer Rationalität gilt, wird mit dem kolonialen Fall, dem Gegenstand von Teil II, ein Beispiel vorgestellt, in dem das Aufeinandertreffen verschiedener Wertmaße besonders zugespitzt, anhaltend und überraschend ausfiel. Ab 1890 emittierte eine private Firma in Deutsch-Ostafrika, der größten und finanziell einträglichsten Kolonie des Kaiserreichs, eine Silberwährung, die deutsche Rupie (Kapitel 3).¹⁸ Das koloniale Geld sollte eine Infrastruktur für den kolonialen Kapitalismus stellen. Mehr noch, die Geldschöpfung als solche folgte dem Profitmotiv. Die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft zielte mit ihrer Münzprägung vor allem auf die Seigniorage, das heißt, den Gewinn, der aus der Differenz zwischen dem Kurswert einer Währung und den Herstellungskosten des Geldes entsteht. Dabei mussten sich deutsche Instanzen der Währungspolitik des British Empire anpassen. Wie ihr Name sagt, war die deutsche Rupie eng an die indische Währung angelehnt, die an der ostafrikanischen Küste und auf Sansibar, dem kommerziellen Knotenpunkt der Region, bereits verbreitet war. 1903 wurde die deutsche Rupie unter Kontrolle des Kolonialstaats gebracht. Eine Ursache lag darin, dass die indische Rupie aufgrund des global sinkenden Silberpreises im Kurs gefallen und zur Stabilisierung an Sterling gekoppelt worden war. Deutsche Instanzen sahen sich gezwungen, ein analoges Vorgehen zu wählen und die deutsche Rupie an die Goldwährung Mark zu binden. Mit der deutschen Rupie stand monetäre Souveränität in verschiedenen, einander überlappenden Spannungsfeldern: Zuerst hatte eine private Firma Hoheitsrechte, stets war die Währung abhängig von britisch-indischen Finanznetzen, und schließlich wurde sie auf die metropolitane Währung Mark kalibriert. Die deutsche Rupie ist aufschlussreich, weil sie, wenn man so will, ein enorm *fragiles* Geld darstellte. Sie war nie allgemeines Äquivalent, sondern befand sich stets in Übersetzungsprozessen mit anderen Tauschmedien und Speicherformen. Verstärkt gilt das für die Präsenz dieser Währung in den ostafrikanischen Gesellschaften selbst

(Kapitel 4). Sogenannte Warenwährungen wie Baumwolltuch, Eisenhacken oder Vieh waren anhaltend weiter verbreitet als das koloniale Bargeld.¹⁹ Doch auch wenn sie nie universellen Gebrauch fand, wirkte die deutsche Rupie enorm machtvoll, und zwar durch den Steuerzwang. Steuern bildeten den Hebel, um die koloniale Geldwirtschaft zu installieren. Hier bildete das koloniale Geld eine Infrastruktur der Unterwerfung. Die oben zitierte Aussage eines tansanischen Bauern gibt einen Einblick, wie mühselig und friktionsreich das Getriebe des kolonialen Cashes funktionierte. Das trifft auch auf den Kolonialstaat selbst zu. Es verlangte stete Anstrengung, das Geld in Zirkulation zu halten. Obwohl das Steuerwesen dafür sorgen sollte, dass das in Umlauf gesetzte Geld wieder zu kolonialen Instanzen zurückfloss, standen Kolonialbeamte unaufhörlich vor dem Problem, dass das Bargeld versickerte, weil es gehortet oder in Schmuck umgewandelt wurde. Die Anthropologin Jane Guyer bringt die Dynamik kolonialer Währungen mit dem Begriff »interface currency« auf den Punkt. Das koloniale Geld bildete eine Nahtstelle zwischen verschiedenen Wertregimes.²⁰ Es wirkte in der Grenzregion zwischen verschiedenen wirtschaftlichen Sphären und seine Fähigkeit, die sozialen Beziehungen zu durchdringen, wurde von den Beteiligten eingeschränkt.

Dass anstelle eines einzigen Maßstabs ständige Maßstabswechsel von den Menschen verlangten, ihre Aussichten auf Einkommen und Ausgaben immer wieder neu einzustellen – eine Fertigkeit, in der Afrikanerinnen und Afrikaner sehr versiert waren –, diese Erfahrung machten europäische Bevölkerungen nach dem Ersten Weltkrieg in für sie ungekanntem Ausmaß. Teil III behandelt zwei Aspekte der Weimarer Inflationszeit, der emblematischen Geldkrise des deutschsprachigen Raums im 20. Jahrhundert: Marktkrawalle gegen die Lebensmitteleuerung und die fiskalpolitische Debatte um die unterschiedliche Stabilität verschiedener Vermögensbestände. Straßenproteste politisierten die Preisfrage auf eine Weise, die die Geldkonflikte über das Ökonomische hinaus entgrenzte (Kapitel 5). Geld wurde nun in seinem Verhältnis zur gesellschaftlichen Reproduktion als Ganze aufs Tapet gebracht. In den Preiskämpfen auf den städtischen Marktplätzen wurde um die Kreisläufe der elementaren Versorgung gerungen. Der Wucherdiskurs flammte wieder auf